

I. Debatten

*Was ist Virtualität? Was ist eine Universität? Und was verbindet sie miteinander? In der eröffnenden Sektion dieses Bandes werden keine Definitionsversuche unternommen. Im Mittelpunkt stehen vielmehr historische und aktuelle Wunschvorstellungen, Zuschreibungen und Vorwürfe, die der Virtuellen Universität und ihren Anverwandten anhaften. Immer wieder kreisen die Debatten um Virtualität und Universität um das Wechselspiel von Nähe und Distanz, um das Präsentische der potenziellen Fernuniversität, um die Vision der Unbedingtheit in einer von ökonomischen Zwängen durchdrungenen Institution. Die Virtuelle Universität, die sich im Entzug und Werden, als stets Unbekannte präsentiert, steht quer zu den Optimierungs-, Effizienz- und Eindeutigkeitsbestrebungen einer rein technisch aufgefassten digitalisierten Universität. Mit der Virtualisierung der Universität, die lange vor dem Computer begonnen hat, steht auch die Virtualisierung von Wissen, Bildung und Information, von Teamarbeit und Theorie, von Forschung und Lehre, von Kritik und Kontinuität zur Debatte. Dass die vermeintliche Allverfügbarkeit von Wissensbeständen an Infrastrukturen der Information, an Accounts, Nutzungsverträge, Endgeräte und kompetente User*innen rückgekoppelt bleibt, zeigt die materielle Bedingtheit ortsunabhängiger Vermittlung und die Verflechtung von Verortung und Vernetzung.*

*Angesichts dieser Herausforderungen zeichnen die Beiträge die Virtuelle Universität in all ihrer Ambivalenz nach: Wie kann Unbedingtheit in einer durch New Public Management geprägten Hochschullandschaft gedacht und umgesetzt werden? Welche normativen Setzungen sind mit der virtuellen Erschließung neuer Sinn- und Erfahrungsräume verbunden? Wie kann die Virtuelle Universität Möglichkeitsräume inklusiven Forschens gestalten? Wie können wir – als Individuen, als Mitglieder eines universitären Verbunds, als Kooperationspartner*innen, als Forschende – Virtualität als Öffnung und Universität als kritisches Projekt leben und bearbeiten?*

Die virtuelle unbedingte Universität

Thomas Bedorf, Robert Schulz

1. Einleitung

Beide Autoren dieses Textes sind (mehr oder minder lang) Mitarbeiter an der FernUniversität in Hagen¹, die in diesem Jahr ihr 50-jähriges Bestehen feiert. Sie nehmen dies zum Anlass, einen Blick in die Institutions- und Technikgeschichte der eigenen Universität zu werfen. Im Fokus steht die Spannung der FernUniversität in verschiedenen Perioden technisch-medialer Bedingungen: Womöglich lässt sich aus dieser institutionell-technischen Vergangenheit etwas für unser heutiges oder künftiges Verständnis *der* oder *einer Virtuellen Universität* lernen. Ihre ›Virtualität‹ steht in spannungsvoller Verbindung zu ihrer ›Unbedingtheit‹ – einer ebenso sozialen wie geistigen Offenheit –, die sie mit anderen parallelen Gründungen von Reformuniversitäten teilt (wie der Universität Paris-Vincennes).

Das Gründungsereignis der Institution *FernUniversität in Hagen* ist für den vorliegenden Zusammenhang nicht allzu sehr von Belang, auch wenn sich hier ein Kriminalroman mit einer ›Geheimoperation‹² im *BRD noir*-Style entspinnen ließe: Einige vorbereitende Maßnahmen zur Gründung der FernUniversität mussten strikt unter Verschluss gehalten werden – wie sich der Gründer Johannes Rau in seiner Rede zum 25-jährigen Jubiläum der FernUniversität in Hagen im Jahr 2000 erinnert –, damit die Realisierung nicht direkt zu Beginn von politischen Widersacher*innen sabotiert würde (Rau 2000). Doch es gab triftige Gründe für die Errichtung der *FernUniversität in Hagen*: Einerseits waren »[d]ie Kapazitätsprobleme im Hochschulbetrieb auf Dauer mit herkömmlichen Methoden [...] nicht zu beseitigen« und andererseits war es das »Ziel der Landespolitik ›die Ausbildung immer stärker durch Aufbau- und Kontaktstudium zu ergänzen‹«, sodass »[j]edem Hochschulabsolventen und in gewissem Umfang auch Berufstätigen ohne Hochschulabschluss [...] ein Kontaktstudium ermöglicht werden [soll]« (Gesetzentwurf

1 Da die offizielle Schreibweise (die ›Wortmarke‹) FernUniversität in Hagen lautet, wird diese besondere Institution im Folgenden mit Binnen-Majuskel wiedergegeben, Fernlehr-Universitäten im Allgemeinen hingegen ohne.

2 WDR 2020; hier erinnert sich der Gründungsrektor Prof. Otto Peters (Rektor von 1974 bis 1984) an diese Zeit: Staatsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit 2024a.

der Landesregierung 1974: 1). Die Lösung war eben die »Errichtung einer Fernuniversität als Gesamthochschule«, die ihre Vorbilder u. a. »in Ländern wie Australien, Kanada, Südafrikanische Union, England, DDR und der Sowjetunion« fand (ebd.: 2). Die soziale Zielstellung wurde von Beginn an von ökonomischen Argumentationen flankiert, weil man sich Effizienzgewinne versprach, da die »die Kosten eines Studienplatzes [...] bei einer konventionellen Universität das Dreifache der Fernuniversität [betragen]« (ebd.).

Die anfangs als der ›Paradiesvogel‹ unter den Universitäten belächelte und von »manchem CDU-Politiker gar als ›sozialistisches Bildungsexperiment«³ diffamierte FernUniversität – bei den Vorbildern aus der DDR und Sowjetunion nicht abwegig – war jedoch schon zum Zeitpunkt der Würdigung Raus aus dem Jahr 2000 eine etablierte Universität in der deutschen Hochschullandschaft. Sie war nicht nur *eine* Universität unter anderen, sondern durch ihr innovatives Profil eine Pionierin, die sich mehr als andere Universitäten zu den rasanten technologischen Entwicklungen verhalten musste: Innerhalb der 25 Jahre (von 1975 bis 2000) ihrer Existenz hatten sich die »technischen Voraussetzungen für ein Fernstudium« drastisch verändert, »ja geradezu revolutioniert« (Rau 2000). So heißt es in der Festrede weiter:

»Das Internet hat völlig neue Möglichkeiten geschaffen: Bild, Text und Ton können integriert werden. Zeit und Raum lassen sich besser und schneller überbrücken als je. Lernangebote können interaktiv genutzt werden. Das ist eine große Herausforderung für die FernUniversität: Die Methoden und Verfahren des konventionellen Fernstudiums waren ja schon auf hohem Niveau und ihre Qualität ist unbestritten. Die rasanten Fortschritte aber in der Informations- und Kommunikationstechnologie machen es nun nötig, das gedruckte Studienmaterial durch digital aufbereitete Dokumente, die Post durch die E-Mail zu ersetzen« (ebd.).

Man könnte die Festrede heute, also weitere 25 Jahre später, ohne größere Anpassung des Vokabulars aktualisieren. Womöglich müsste lediglich das Buzzword der Stunde ›Künstliche Intelligenz‹ eingefügt werden – *et voilà*. Das Buzzword der damaligen Zeit, die Virtualität sowie die in den 1990er Jahren aufkommenden neuen technologischen Möglichkeiten führten auch dazu, dass die FernUniversität, die um 2000 als »die führende ›Online-Hochschule‹ in Deutschland« galt, »sich den Beinamen ›Virtuelle Universität‹ gegeben hat« (ebd.).

Insofern nun die *FernUniversität in Hagen* – zumindest der Selbstbeschreibung und -wahrnehmung nach – die erste *Virtuelle Universität* in Deutschland war, liegt ein Blick auf sie für den vorliegenden Kontext überaus nahe. Dabei soll es uns nicht um eine Nacherzählung dessen gehen, wie sich die FernUniversität durch den technologischen Fortschritt zu einer *Virtuellen Universität* entwickelt hat – das mag den Historiker*innen über-

3 WDR 2020, siehe aber auch: Staatsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit 2024a. Nimmt man das Bildungsversprechen der FernUniversität ernst (Studium auch für Berufstätige, Bildung für alle, Reduktion habitualisierter akademischer Hürden) lässt sich das pejorativ gemeinte Adjektiv auch affirmativ wenden. Auch wenn sie aus politiktaktischen Gründen nicht so genannt werden durfte, ist ihre Gründung doch der sozialistischen Idee einer Arbeiteruniversität entsprungen. In Zeiten KI-gestützter Individualisierung der Lernprofile mit den Werkzeugen der Learning Analytics täte sie gut daran, sich ein wenig darauf zu besinnen.

lassen bleiben. Die mediendidaktischen Transformationen, die Reflexion der Lernbegriffe wie der sich wandelnden Lerntechnologien über die Jahrzehnte zu rekonstruieren, überlassen wir den Pädagog*innen. Stattdessen scheinen sich die Selbstbeschreibungen als virtuelle Universität in den 1990er Jahren sowie die spätere Aufgabe des Begriffs in medienphilosophischen Konjunkturen zu spiegeln. Aus den Anfängen der *Virtuellen Universität* und den in den 1990er Jahren geführten Diskussionen über technologische Fortschritte lassen sich sowohl Disruptionen, aber auch Kontinuitäten herausarbeiten, die sich für die heutige Debatte als durchaus fruchtbar erweisen. Diesen Parallelen wollen wir kursorisch nachgehen. Ausblickend ließe sich im Anschluss daran über eine *virtuelle unbedingte Universität* spekulieren.

Dieser Dramaturgie folgend gliedert sich der Artikel in drei Schritte: Zunächst wird die Idee der *Virtuellen Universität* der FernUniversität in Hagen dargestellt (2), um im Anschluss die in den 1990er Jahren geführte Debatte um den *Computer als Medium* (Krämer) mit heutigen technologischen Fortschritten zu konfrontieren (Krämer, Gramelsberger), wodurch zu zeigen sein wird, dass die Debatten unter neuen technologischen Bedingungen immer wieder Aktualisierungen bedürfen (3). Die Offenheit ließe sich abschließend – womöglich – vom Technischen ins Politische wenden, wenn man mit Derridas »unbedingter Universität« die *Virtuelle Universität* als eine nicht allein technologische Öffnung verstehen will (4).

2. FernUniversität in Hagen: *Virtuelle Universität*

Die FernUniversität hat sich mit dem Konzept der *Virtuellen Universität* ein Alleinstellungsmerkmal schaffen wollen, um anzuzeigen, dass das eigene Selbstverständnis ein zukunftsoffenes sei. Am 1. Januar 1994 werden die ersten eigenen Web-Server in Betrieb genommen. Der damit ins Leben gerufene sogenannte *Lernraum Virtuelle Universität* war der Name für die technisch erzeugte Zugänglichkeit verschiedener ansonsten voneinander getrennt verfügbarer Dienste einer Fernuniversität. Gemäß des Selbstbildes bedeutete dies eine »digitale[] Reform des Fernstudien- und Beratungsangebots«, das das Ziel verfolgt, »[a]lle Lehr- sowie Betreuungs- und Beratungsangebote [...] online verfügbar« zu machen und »mit Studienbriefen sowie Präsenzveranstaltungen« zu kombinieren. Dieser innovationsoffene Schritt lässt sich als eine frühe Form eines Blended-Learning-Konzepts auffassen, womit »[d]ie FernUniversität [...] bei der netzgestützten Fernlehre eine bundesweite Vorreiterrolle ein[nimmt]«. ⁴

1998 berichtet der damalige Rektor Prof. Dr. Helmut Hoyer (Amtszeit von 1997–2016) in einem auf Video aufgezeichneten Interview⁵, dass die *Virtuelle Universität* eine Maß-

4 Alle Zitate Staatsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit 2024b. Da die ehemals proprietären Softwarelösungen aufgrund der weit komplexer gewordenen Datenkommunikation und erheblich größerem Datenvolumen nicht mehr mithalten konnten, ist der Begriff des Lernraums Virtuelle Universität (LVU) mittlerweile an der FernUniversität außer Gebrauch geraten. Einzelne Dienste (wie die Bereitstellung von schrifttextbasiertem Studienmaterial) laufen noch immer auf dem bis heute so genannten »LVU-System«.

5 Die Ästhetik des Videos verdiente eine eigene Untersuchung. Die Gestalter*innen – vermutlich Science Fiction lesende Mitarbeiter*innen der Hochschulkommunikation – haben den Rektor in ei-

nahme sei, die durch einen Ideenwettbewerb des Bildungswissenschaftsministeriums initiiert wurde. Ziel sei es gewesen, alle Aspekte, die eine Universität ausmachen, in die *Virtuelle Universität* zu übertragen – von der Immatrikulation über Vorlesungen bis zum Online-Zugriff auf die Bibliothek (Dichanz 2001: 114). Die disruptive Kraft moderner Kommunikationstechnologien und neuer Medien machte es dringlich, »alte Strukturen« aufzubrechen. Hoyer macht dies mit dem Verweis auf »den Protest vieler Studierenden an den traditionellen Universitäten« deutlich, da die Präsenzuniversitäten maßlos überfüllt gewesen seien⁶, woran sich – nebenbei bemerkt – bis heute nichts geändert hat.



Abb. 1: Interview mit Helmut Hoyer

Das Resümee der Innovationsziele der *Virtuellen Universität* findet ihr Echo in der Festrede Raus: »Mit dem ›Lernraum Virtuelle Universität‹ soll alltäglich werden, was vor wenigen Jahren noch ferne Zukunftsmusik [...] zu sein schien: Zum ersten Mal sollen alle Funktionen einer Universität über elektronische Kommunikations- und Informationsnetze verfügbar sein« (Rau 2000). Die Student*innen müssen nicht mehr in einem engen Hörsaal sitzen, sondern brauchen nur noch einen »Computer und ein[en] Internet-Browser« und »[d]er Dozent oder seine Vorlesung erscheinen unter www.FernUni-hagen.de auf dem Bildschirm« (Dichanz 2001: 113f.). Insofern Virtualisierung stets Räumlichkeit wie Zeitlichkeit betrifft, sollte die räumliche Unabhängigkeit nicht die

ner pinken, psychedelischen, futuristisch und extraterrestrisch anmutenden Landschaft mit zwei Monden platziert – wobei einer der Monde mit FernUni-Logos übersät ist, s. Abb. 1.

- 6 Interview mit Helmut Hoyer über die »Virtuelle Universität« 1998, ab 2:40. Ein Jahr später am 8. September 1999 hat das Projekt »CUBER – Personalised Curriculum Builder in the Federated Virtual University of the Europe of Regions« eine EU-Förderung in Höhe von 1,9 Millionen Euro erhalten. Dieses »innovative Hagener Projekt im Rahmen des ›Lernraums Virtuelle Universität‹ [...] soll die Fernstudienangebote europäischer Fernuniversitäten auf einer Online-Plattform bündeln. Fernstudien-Interessierte sollen so leichter das für sie passende Angebot finden.« Vgl.: Staatsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit 2024b.

einzigste Idee hinter der *Virtuellen Universität* sein, vielmehr sollte den Studierenden auch eine »zeitliche[] Unabhängigkeit« beim Studieren ermöglicht werden (ebd.: 114).

In einer Broschüre über die »Bausteine der Virtuellen Universität« von 1997 versteht die FernUniversität sich selbst – zumindest in der Außenkommunikation –, dadurch dass sie als *Virtuelle Universität* »elektronische[] Netze und – in einer Übergangszeit – leistungsfähige[] Datenträger« nutzt, als eine »Medienuniversität« und »setzt die Tradition der FernUniversität mit neuen Medien fort« (ZFE-Broschüre 1997). Diese Bausteine umfassen die folgenden sieben Aspekte: 1. »Multimediale Lehrsoftware«, 2. »Multimediale Dateikurse«, 3. »Dateikurse im Internet«, 4. »Video und Fernsehen von demand«, 5. »Diskussionsgruppen und virtuelle Seminare«, 6. »Simultankonferenzen (Text, Ton, Video)« und 7. »Interaktive Übungen und Aufgaben« (ebd.). Dabei verstand die FernUniversität aus didaktischer Perspektive die *Virtuelle Universität* als Experiment, das »besonders sorgfältige Evaluation« erforderte und gleichzeitig einen explorativen und prozessualen Charakter zeigte (ebd.).

3. Die Virtuelle Universität: Eine Medienuniversität

Wenn die FernUniversität sich als *Virtuelle Universität* begreift und diese wiederum als »Medienuniversität« interpretiert, bietet sich ein Blick auf den zeitgenössischen Mediendiskurs, der sich in der damaligen Diskussion angesichts des Computer zu wandeln schien: »Seit Beginn der neunziger Jahre nun«, so Sybille Krämer im Jahr 1998, »bahnt sich ein Perspektivenwechsel in der Computerinterpretation an: Der Computer fasziniert nicht mehr so nachhaltig als Instrument der Intelligenzverstärkung, sondern beschäftigt eher als ein Medium der Kommunikation« (Krämer 1998a: 10). In diesem Sinne wurde der Computer auch in den 1990er Jahren in die Idee der *Virtuellen Universität* aufgenommen:

»Der Personal Computer spielt eine entscheidende Rolle: der Rechner ist zugleich Auskunftsterminal und Kommunikationszentrum, Anbieter von Lehrmaterial, Experimentierumgebung, Bibliothek. Zum Lehrmaterial gehören Multimedia-Kurse, (interaktive) Videos, Computer Based Training, Simulationspakete, Experimentiersoftware, Animationen, Printmedien (auch Ausdruck entsprechend dem aktuellen Bedarf)« (Dichanz 2001: 114).

Der Computer, der auch in der Fernlehre der *Virtuellen Universität* der FernUniversität eine zentrale Rolle einnahm, ist für die damalige Zeit eine technische und vor allem massentaugliche Errungenschaft gewesen, die Einzug in die meisten Haushalte gehalten hatte. Der Computer war eine Technik, die die Partizipation am Internet ermöglichte, das von Tim Berners-Lee am CERN 1989 entwickelt wurde. Das Internet »sollte eine kostenlos nutzbare Infrastruktur für den freien Austausch von Informationen sein« (Beuth/Kühl 2019).

Medienphilosophisch fasst Krämer Technik wie folgt: »Die Unterscheidung zwischen einem instrumentalen und einem medialen Aspekt, zwischen der Technik als Werkzeug und der Technik als Medium, darf nicht als eine ontologische Unterscheidung

dung missverstanden werden, mit der wir die Welt technischer Artefakte sortieren könnten in solche, die zur Werkzeuggruppe und solche, die zur Mediengruppe zählen« (Krämer 1998b: 85). Entscheidend sind »beide Perspektiven – und zwar bei jedem technischen Artefakt« (ebd.). Krämer führt dies am Beispiel des Computers aus, den wir einerseits »als ein Werkzeug betrachten, mit dem wir schneller ausführen können, was auch ohne Computer zu Gebote steht: Mit Zahlen rechnen zum Beispiel oder Karteikästen anlegen [...] usw.« (ebd.: 85f.). Andererseits verstand Krämer den »Computer als ein Medium«, durch das »eine Kommunikationsform« entsteht, »die sich auf signifikante Weise von den uns vertrauten Situationen und Mustern mündlicher oder schriftlicher Kommunikation unterscheidet« (ebd.: 86). Sie hatte vor allem »Gesprächsforen des elektronischen Netzes« im Sinn, die »[a]nders als unter den gewöhnlichen Bedingungen mündlicher oder schriftlicher Kommunikation [...] eine Art telematischer Interaktion [entwickeln], welche kaum mehr als authentischer Ausdruck persönlicher Haltungen und Instanz zwischenmenschlicher Bezugnahme zu gelten hat« (ebd.). Die Kritik des Computer als Medium, die Krämer hier formuliert, zielt vor allem auf die Anonymität ab, hinter der sich die »Kommunizierenden im Internet« (ebd.) verstecken können.

Nun ist die medienphilosophische Situation von damals nicht mehr die gleiche wie heute. Denn die Fokusverschiebung vom Instrumentalen zum Medialen, die Krämer einst vorgenommen hatte, wird heute nicht mehr aufgehen. Während Krämer 1998 noch festhält, dass »gerade die Probleme und Inkonsistenzen, in welche das Projekt Künstlicher Intelligenz zunehmend gerät, [...] einen Perspektivwechsel nah[elegen], der nun genau darin besteht, den Computer als ein Medium zu betrachten« (ebd.), verschiebt sich die heutige Debatte wieder, wenn marktrelevante und disruptive generative Künstliche Intelligenzen ein neues technologisches Zeitalter heraufzubeschwören scheinen. Es wird den Erfahrungen mit den Technologien unserer Zeit nicht mehr gerecht, zwischen Werkzeugen und Medien zu unterscheiden, wenn Interfaces längst ins lebensweltliche Mitsein eingelagert sind und Infrastrukturen in unserem Rücken Wirklichkeiten mitorganisieren.

Der heutige Fokus liegt nicht mehr auf der Unterscheidung von Werkzeug und Medium, sondern auf dem Digitalen als einem Signum der Zeit, in der generell Unterscheidungen verschwimmen. So hat man etwa versuchsweise – aber womöglich auch etwas hilflos – die digitale Kultur bestimmt als jene, in der die Unterscheidung zwischen analog und digital nicht mehr trennscharf zu treffen ist (vgl. Bedorf 2025). Hier und heute hat der Computer nur noch die Rolle *eines* Apparats unter mittlerweile vielen. Gabriele Gramelsberger akzentuiert das Digitale als Verschiebung »[v]om Medium zur performativ-affektiven Infrastruktur«, sodass »sich das Digitale nicht länger als Medium verstehen [lässt], sondern zu einer in die Lebenswelt eingelassenen technischen Infrastruktur« (Gramelsberger 2024: 35f.) wird. Das bedeutet nicht, dass das Digitale verstanden als Infrastruktur seine medialen Funktionen verliert. Im Gegenteil gewinnt es weitere Funktionen hinzu, so die Performativität, die sich aus »der algorithmischen Akteurialität (Autooperativität) und des permanenten Vollzugs des Prozessierens« (ebd.: 36) ergibt. Auch Sybille Krämer will nun – ein Vierteljahrhundert nach ihrer oben zitierten Position – »das Digitale auch computerunabhängig begreifen« (Krämer 2024: 8). Digitale Medien können – anders als noch 1998 – nicht mehr am Beispiel des Computers beschrieben werden. Unter den neuen medial-technischen Bedingungen exemplifiziert sie ihre

Überlegungen dagegen an Smart Technologies, die sie dem »Phänomen einer ›Unmittelbarkeit« (ebd.: 16) gleichsetzt, »die mit Sensortechnologie und dem Internet verbunden sind, sich an umweltliche Bedingungen adaptieren und so ein Fundament des Internets der Dinge bilden«. ⁷

4. Die virtuelle unbedingte Universität – Eine Spekulation

Ebenfalls vor einem Vierteljahrhundert (also zur Zeit der Erfindung der *Virtuellen Universität*) hält Jacques Derrida am 23. Juni 2000 auf Einladung von Jürgen Habermas an der Goethe-Universität Frankfurt a.M. den Vortrag *Über die Zukunft der Universität*, den er bereits zwei Jahre zuvor, im April 1998, an der Stanford University gehalten hatte. In der *Frankfurter Allgemeine Zeitung* stellt der Journalist Lorenz Jäger Derridas Vortrag seinerzeit in eine Reihe »mit den großen Konzeptionen des deutschen Idealismus und seiner Erben: mit Kants ›Streit der Fakultäten«, Schellings ›Über die Methode des akademischen Studiums«, Nietzsches ›Die Zukunft unserer Bildungsanstalten«, Benjamins ›Das Leben der Studenten« und Heideggers Rektoratsrede vom Frühjahr 1933 – ›Die Selbstbehauptung der deutschen Universität« (Jäger 2000). Die hier vermuteten Familienähnlichkeiten sind überraschend genug. Der Vortrag erschien 2001 in deutscher Übersetzung bei Suhrkamp mit dem Titel *Die unbedingte Universität* (im franz. Orig. *L'université sans condition*).

Derrida formuliert schon zu Beginn die Forderung, »daß die moderne Universität eine *unbedingte*, daß sie *bedingungslos*, von jeder einschränkenden Bedingung frei sein sollte [Herv. i.O.]« (Derrida 2001: 9). Die Geisteswissenschaften, so Derrida, dürften nicht in der Universität eingemauert werden, sondern die Universität soll einen »neuen öffentlichen Raum [...] eröffnen, der von neuen Techniken der Kommunikation, der Information, der Aufzeichnung und Erzeugung von Wissen transformiert wird« (ebd. 12). Die Universität müsse, wenn sie sich selbst als dieser offene Raum verstehen wolle, den Mächten widerstehen können, die diese Offenheit verhindern: politisch-nationalstaatliche, ökonomische, medialen und ideologische Mächte; kurz: gegenüber »allen Mächten, welche die kommende und im Kommen bleibende Demokratie einschränken« (ebd.: 14). Doch weil es diese unbedingte Universität nie gegeben hat – wie auch Derrida weiß – weil sie selbst »über keine eigene Macht« (ebd.: 16) verfügt, bleibt sie – wie die Demokratie – stets »im Kommen«. Die zukünftige Universität (*à venir*) bleibt *virtuell*. ⁸

Wenn man den Begriff der Virtualität nicht synonym zum Begriff der Digitalität oder des Digitalen auffasst, sondern »Potentialität oder Virtualität zunächst nicht in einen Kontrast zur Wirklichkeit, sondern zur *Aktualität* [Herv. i.O.]« (Waldenfels 1998: 236) treten lässt, handelt es sich – anders als an der FernUniversität – nicht um ein technolo-

7 Ebd. Zum »Internet der Dinge« vgl. den gleichnamigen Beitrag von Florian Sprenger (2025).

8 Denkbar ist, dass Derrida hierbei an das wissenschaftlich-pädagogische Experiment der 1968 gegründeten Universität Vincennes gedacht hat, an deren Gründung er aus dem Hintergrund mitgewirkt hatte. Ihr Slogan »Vincennes: Fac ouverte à tous!« ähnelt in der Betonung der offenen Zugänge dem Reformanspruch der FernUniversität. Hier wie dort wurde das Rad seither zurückgedreht (vgl. Casale/Dingler 2021).

gisch-didaktisches Produkt, sondern um ein nie abgeschlossenes Projekt. Die *Virtuelle Universität* ist *niemals* ein abgeschlossenes Projekt, sondern muss sich stets mit sich selbst in kritische Distanz setzen, um einer Verholzung der eigenen Strukturen vorzubeugen, sodass das dynamisierte Prinzip des Werdens der *Virtuellen Universität* inhärent bleibt.

Derrida selbst bringt den Begriff der Virtualisierung nicht auf Seiten der *université à venir*, sondern auf Seiten ihrer Bedrohung ins Spiel. Er verbindet die »ent-ortende Virtualisierung« (Derrida 2001: 25) mit dem damals sogenannten ›cyberspace‹ und der Globalisierung, die die Rhythmen beschleunigt und das Kapital potenziert. Diese Tendenzen der 1990er Jahre tragen bei zur »Destabilisierung des angestammten Raums der Universität« (ebd.), der symbolisch geschützt werden muss (ebd.: 45). Und noch Derridas prägnante Benennung der »unterbezahlten Angestellten auf Zeit«, welche das Ergebnis der flexibilisierten und ökonomischen Hochschulen sind, die der Virtualisierung der Arbeit auf dem Fuße folgen, klingen angesichts von #ichbinhannah höchst aktuell (oder angesichts dessen, dass der Text 30 Jahre alt ist: prophetisch). Digitalisierung erleichtert auch in Universitäten das Management der Datenfälle, zu denen die Studierenden werden, wenn Learning Analytics sich durchsetzen (vgl. Waldmann 2024). Auch da ist die FernUniversität Vorreiterin. Insofern bleibt die *Virtuelle Universität* ein ambivalentes Projekt.

Doch wendet man sich von dieser diagnostischen Verwendung der Virtualitätsbegriffs zu dem Versprechen, das er enthielt, ließe sich womöglich über eine positivere Besetzung des Begriffs spekulieren. Womöglich enthält die *virtuelle unbedingte Universität* – in Räumen, die wir vielleicht noch nicht kennen – jene »Kraft zur Dissidenz« (Derrida 2001: 18), die Derrida der unbedingten Universität zusprach. Eine *virtuelle unbedingte Universität* entwirft sich immer wieder in die Zukunft, die aktual werden kann, aber offen geblieben sein muss – immer in Auseinandersetzung mit den technischen Neuerungen –, aber bei Bedarf auch gegen sie. Lässt man sich auf eine Spekulation darüber ein, was die hier aufgerufene und proklamierte Offenheit der *virtuellen unbedingten Universität* bedeuten könnte, lässt sich eine Offenheit in technologischer Hinsicht von einer Offenheit in diskursiv-politischer Hinsicht unterscheiden.

a) Die technologische Offenheit müsste als *Reflexion des Mediengebrauchs* konzipiert sein. Wie die Diskursverschiebung hinsichtlich des *Computers als Medium* gezeigt hat, ist Offenheit gegenüber neuen technologischen Fortschritten unabdingbar, muss aber zugleich dessen Sprünge reflektieren. So hat ja in atemberaubender Geschwindigkeit die Akteurialität von textgenerativer KI Lehr- und Prüfungsformen in Academia auf den Prüfstand gestellt, insofern KI-Tools deswegen nicht verboten werden können, weil es nichts nützt, da sich ihr Gebrauch nicht nachweisen lässt.⁹ Es wird also darauf ankommen, produktiv zu reflektieren, was überhaupt im Zentrum akademischer Lernprozesse stehen soll, und somit: was – trotz und mit – KI gekonnt werden muss. Technologische Disruption zwingt die Universität gewissermaßen, sich der eigenen Virtualität – im Sinne einer noch nicht entfaltenen Potentialität – (wieder) bewusst zu werden.

Das bedeutet auch, dass »virtuelle Universität« nicht auf »digitale Universität« reduzierbar ist. Nur weil jetzt die technologischen Möglichkeiten vorhanden sind, ganz und gar

9 Vgl. das Gutachten der Ruhr-Universität Bochum (Drießen 2023).

über eine *digitale Universität* nachzudenken, die es »mit einer Entleibung [...] oder vielmehr: mit einer Entfleischung [zu tun]« (Ruf 2021: 52) hat, bedeutet das nicht, dass eine solche Universität, die nur digital abläuft, sonderlich erstrebenswert sei. Die pandemische Zäsur im Jahr 2020 veranlasste, dass alle staatlichen Universitäten notgedrungen und in kürzester Zeit digitalisiert wurden, was neben dem Fortschritt mediendidaktischer Nachholprozesse vor allem die Bedeutung der sozialen Beziehung zwischen Lehrenden und Studierenden zu Bewusstsein brachte, wenn Studierende keine Wissensmoden im Homeoffice werden sollen (vgl. bspw. Deutschlandfunk Kultur 2022).

Eine *virtuelle unbedingte Universität* ist dagegen kein absentisches Projekt, sondern besteht vielmehr in einer Verzahnung von Präsenz- und Absenzphasen, wie es schon im Gesetzentwurf zur Errichtung der *FernUniversität in Hagen* 1974 gefordert und in der Hagerer »Virtuellen Universität« konzipiert war (vgl. Gesetzentwurf der Landesregierung; ZFE-Broschüre 1997). Auch der Gründer Johannes Rau hatte auf diesen Punkt dezidiert hingewiesen:

»Ich hoffe zugleich, dass auf diesem guten und vielversprechenden Weg in die Zukunft nicht der Blick dafür verloren geht, dass im Zentrum aller Bemühungen der Hochschulen der Mensch steht. Kein noch so perfekt gestalteter virtueller Raum kann menschliche Begegnungen ersetzen, kann den unmittelbaren Kontakt zwischen Lehrenden und Lernenden, den direkten und persönlichen Austausch der Studierenden untereinander ersetzen. Darum war für mich die Arbeit der Studienzentren immer ein ganz wichtiger Pfeiler des Hagerer Systems. Hier gibt es die Gelegenheit zu Gespräch und Begegnung, zu Beratung und gemeinsamer Arbeit« (Rau 2000).¹⁰

b) Die Offenheit der *Virtuellen Universität* in diskursiv-politischer Hinsicht kann sich auf den historisch-politischen Kontext der Gründung der FernUniversität insofern stützen, als sie als ein sozialdemokratisches Projekt angetreten war, die »eine der wenigen Universitäten [war], die ausdrücklich, auf den damaligen Wunsch des Wissenschaftsministers Johannes Rau, Weiterbildung anbot für Leute ohne Abitur«. ¹¹ Sie sollte es Menschen ermöglichen, »zusätzlich zum Beruf oder zur Familie« zu studieren, um »auch jenen eine wissenschaftliche Bildung möglich zu machen, die aus unterschiedlichen Gründen kein Vollzeitstudium absolvieren können« (Rau 2000). Sie macht ein Angebot zu bildungspolitischer Inklusion für Menschen mit Care-Verantwortung, Menschen mit Behinderung, Menschen im Gefängnis oder in Regelarbeitsverhältnissen, die jeweils durch Präsenzverpflichtungen an traditionellen Universitäten am Studium gehindert würden. Der politische Wille, der zur Gründung der *FernUniversität in Hagen* geführt hat, ist inspiriert durch einen sozialistischen Impuls zum Aufstieg und Inklusion durch Bildung.

Derrida hat für seine Reflexion der unbedingten Universität womöglich – auch das eine Spekulation – eine universitäre Neugründung vor Augen, die anders gestaltet war

10 Diese Tatsache ist auch der Grund dafür, dass sich die Effizienzerwartungen des Landes NRW an die FernUniversität niemals erfüllt haben. Digitale Lehre bedarf nicht weniger, sondern anderes Lehrpersonal. Da staatsbürokratische Steuerung sich aber wenig reflexiv verhält, wird die FernUniversität bis heute regelmäßig mit dieser unerfüllbaren Erwartung konfrontiert.

11 Helmut Dichanz erinnert sich daran in einem Zeitzeugen-Interview unserer FernUni-Kollegin Almut Leh (Stabsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit o.J.)

und andere Ziele verfolgte, aber doch aus einem ähnlichen Impuls entstand. Angesichts des Zustroms zur Universität und der zunehmenden Politisierung der Studierenden wurde 1969 das *Centre universitaire expérimental de Vincennes* am Rande von Paris gegründet, nachdem es in einer Vorgängereinstitution in Nanterre zu Verwerfungen kam von »Studierenden und Lehrenden, die eine emanzipative, kritische Erneuerung der Hochschulbildung anstrebten« (Casale/Dingler 2021: 274). Pierre Dommergues erinnert sich: »Wir träumten die wildesten Träume. [...] Wir wollten eine andere, offenere Universität gründen« (zit.n. ebd.: 276).

Die radikale Offenheit der »Anti-Sorbonne« (Christelle Dormoy Rajramanan zit.n. ebd.: 281) operiert auf mehreren Ebenen: Erstens handelt es sich um eine Öffnung nach innen angesichts des nahezu völligen Fehlens von Zugangsbeschränkungen durch Bildungsabschlüsse. »Vincennes als für alle offene Universität, für jedes Geschlecht, für jedes Alter, jede Nationalität, sollte auch denjenigen offenstehen, die traditionell von universitärer Bildung ausgeschlossen waren: Nicht-Abiturienten, Arbeitslose, Arbeiterinnen und Arbeiter, Geflüchtete« (ebd.: 282).

Zweitens galt die Offenheit für das, was wie als lehrfähig galt. Denn die Offenheit des Zugangs war keineswegs mit einer Absenkung des akademischen Niveaus verbunden. Gleichzeitig sollte diese »Offenheit [...] sich als Durchlässigkeit in der Lehre fortsetzen: Wer in Vincennes studierte, konnte seine Kurse weitgehend frei wählen und innerhalb der Kurse kritisch mit gesellschaftsrelevanten Fragen auseinandersetzen« (ebd.).

Drittens sollte die Universität »nach Außen offen sein« (Vincennes – L’université perdue 2016: ab 1:04:21) wie der Soziologe Sylvain Lazarus formuliert:

»Sie sollte die Welt draußen zum Thema machen, aber auch die Begegnung mit ihr suchen. Als Ort der Lehre, des Wissens und der Reflexion mussten wir dem Anspruch der Öffnung gerecht werden« (ebd.).

Es ging vielmehr darum, dass Leben »draußen« mit einem unbedingten Anspruch an Theorie zu verbinden. Das Selbstverständnis der Dozierenden – darunter die Köpfe ihrer Zeit von Hélène Cixous, über Michel Foucault bis zu Gilles Deleuze – die sich keine Beschränkungen gaben und sich nicht beschränken ließen, wie es Foucault emphatisch vorträgt:

»Sie sagten vorhin, es würde so aussehen, als ob die Macht nur produziert, damit die Intellektuellen über das Geschaffene reden können. Meine Antwort: Würde die Macht wirklich nur etwas erzeugen, damit die Intellektuellen was zu debattieren haben... wie angenehm muss die Macht sein! Warum ich von der Macht spreche? Wenn ich von der Internierung Geisteskranker spreche, dann, weil sie existiert, und ich mir wünschte, dass sie nicht mehr existiert. Wenn ich von Gefängnissen spreche, dann, weil sie existieren und ich mir wünschte, dass sie nicht mehr existieren. Wenn sie mich fragen, warum ich über etwas rede: Weil es mir Spaß macht! Kein Gesetz, keine Macht, kein Bulle, nicht mal die lieben Richter hindern mich zuzusagen, was ich sagen will. Niemand muss mich lesen oder mir zuhören« (ebd.: ab 0:46:26).

Aus dieser aus den beiden historischen Beispielen gewonnenen Spekulation ließe sich die Intuition gewinnen, dass die Offenheit der *virtuellen unbedingten Universität* nicht nur

eine Offenheit in technologischer Hinsicht, sondern immer auch ein Offenheit in diskursiv-politischer Hinsicht bedeuten müsste. Womöglich ist die Erinnerung daran heute notwendiger denn je, dass es eines *unbedingten Widerstands* bedarf, durch den »die Universität zu einer ganzen Reihe von Mächten in Opposition« gebracht werden könnte, nämlich in Opposition »zu allen Mächten, welche die kommende und im Kommen bleibende Demokratie einschränken« (Derrida 2001: 14).

Toute université virtuelle est une université à venir.

Literatur

- Bedorf, Thomas (2025): »Die Andersheit des anderen Interfaces. Relationalität und Korporalität zwischen Menschen und Mit-Maschinen«, in: Internationales Jahrbuch für Medienphilosophie 8 (im Erscheinen).
- Beuth, Patrick/Kühl, Eike (2019): »30 Jahre World Wide Web: Du bist aber groß geworden!«, in: zeit.de (12.03.2019). Online unter: <https://www.zeit.de/digital/internet/2014-03/www-25-jahre-geschichte-meilensteine> (letzter Zugriff: 24.03.2025).
- Casale, Rita/Dingler, Catrin (2021): »Vincennes – Die verlorene Universität (1968–1980) – Randbemerkungen zur Dokumentation von Virginie Linhart«, in: Meike S. Baa-der/Tatjana Freytag/Christin Sager (Hg.), 1968. Kontinuitäten und Diskontinuitäten einer kulturellen Revolte. Frankfurt a.M.: Campus, S. 269–290.
- Derrida, Jacques (2001): Die unbedingte Universität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Deutschlandfunk Kultur (2022): »Studieren in der Pandemie. Fehlende Motivation, Einsamkeit und Depression«, in: deutschlandfunkkultur.de (21.01.2022). Online unter: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/corona-studenten-dresden-100.html> (letzter Zugriff 31.03.2025).
- Dichanz, Horst (2001): »Die Virtuelle Universität. Idee, Konzepte, Erfahrungen«, in: Bachmair, Ben/Spanhel, Dieter/de Witt, Claudia (Hg.): Jahrbuch Medienpädagogik 2, Opladen: Leske+Budrich, S. 113–122. <https://doi.org/10.21240/mpaed/retro/2017.06.08.X>.
- Drießen, Meike (2023): »Ein Verbot von KI-Scheibtools in Hochschulen ergibt keinen Sinn«, in: news.rub.de (08.03.2023). Online unter: <https://news.rub.de/wissenschaft/2023-03-08-gutachten-ein-verbot-von-ki-schreibtools-hochschulen-ergibt-keinen-sinn> (letzter Zugriff 24.03.2025).
- Gramelsberger, Gabriele (2024): »Phänomenologisch-anthropologische Grundprobleme des Digitalen. Eine philosophische Analyse der Maschinenlesbarkeit«, in: Sybille Krämer/Jörg Noller (Hg.), Was ist digitale Philosophie? Phänomene, Formen und Methoden, Paderborn: Brill/Mentis, S. 31–47. https://doi.org/10.30965/9783969752975_003.
- Gesetzentwurf der Landesregierung (1974): »Entwurf eines Gesetzes über die Errichtung einer Fernuniversität in Nordrhein-Westfalen – FUEG – 5. März 1974«. Online unter: <https://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument/MMD07-3670.pdf> (letzter Zugriff: 31.03.2025).
- Jäger, Lorenz (2000): »Als ob. Jacques Derrida in Frankfurt«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 26.06.2000, S. 49.

- Krämer, Sybille (1998a): »Was haben die Medien, der Computer und die Realität miteinander zu tun? Zur Einleitung in diesen Band«, in: Dies. (Hg.), Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 10–26.
- Krämer, Sybille (1998b): »Das Medium als Spur und Apparat«, in: Dies. (Hg.), Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 73–94.
- Krämer, Sybille (2024): »Medienphilosophie des Digitalen. Warum und wie die Philosophie über das Digitale reflektieren sollte, aber dies so wenig tut«, in: Dies./Jörg Noller (Hg.), Was ist digitale Philosophie? Phänomene, Formen und Methoden, Paderborn: Brill/Mentis, S. 3–30. https://doi.org/10.30965/9783969752975_002.
- Rau, Johannes (2000): »Rede zum 25-jährigen Jubiläum der FernUniversität Hagen am 1. Dezember 2000 in Hagen«. Online unter: <https://www.bundesregierung.de/breg-de/service/newsletter-und-abos/bulletin/rede-von-bundespraesident-johannes-rau-786492> (letzter Zugriff 13.01.2025).
- Ruf, Oliver (2021): Die digitale Universität. Wien: Passagen.
- Sprenger, Florian (2025): »Internet der Dinge«, in: Thomas Bedorf/Daniel Schubbe/Anna Tuschling (Hg.), Grundbegriffe digitaler Kultur, Hagen: Hagen University Press, S. 117–124.
- Staabsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit (2024a): »Die richtige Universität zur richtigen Zeit«, in: fernuni-hagen.de (06.11.2024). Online unter: <https://www.fernuni-hagen.de/universitaet/geschichte/die-richtige-universitaet-zur-richtigen-zeit.shtml> (letzter Zugriff: 27.01.2025).
- Staabsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit (2024b): »1990er Jahre«, in: fernuni-hagen.de (27.09.2024). Online unter: <https://www.fernuni-hagen.de/universitaet/chronik/1990er-jahre.shtml> (letzter Zugriff: 06.06.2025).
- Staabsstelle Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit (o.J.): »Prof. Dr. Horst Dichanz: Der Weiter-Bildner«, in: fernuni-hagen.de (o.J.). Online unter: https://www.fernuni-hagen.de/universitaet/geschichte/zeitzeugen/zeitzeuge_dichanz.shtml (letzter Zugriff: 31.03.2025).
- Waldenfels, Bernhard (1998): »Experimente mit der Wirklichkeit«, in: Sybille Krämer (Hg.), Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 213–243.
- Waldmann, Max (2024): Kritische Medienbildung. Eine Einführung in Macht-, Herrschafts- und Ungleichheitsverhältniss digitaler Kultur. Opladen, Toronto: Leske+Budrich. <https://doi.org/10.36198/9783838563213>.
- WDR (2020): »4. Oktober 1975 – Fernuniversität Hagen wird eröffnet«, in: wdr.de (04.10.2020). Online unter: <https://www1.wdr.de/stichtag/stichtag-fernuniversitaet-hagen-100.html> (letzter Zugriff: 27.01.2025).
- ZFE-Broschüre (1997): »Bausteine der ›Virtuellen Universität‹«, Hagen.

Medienverzeichnis

Video: Interview mit Helmut Hoyer über die »Virtuelle Universität«, 1998.

Video: Virtuelles Online Seminar Mechatronik an der FernUniversität in Hagen, 2004.

Dokumentation: *Vincennes – L’université perdue/Vincennes – Die revolutionäre Uni*. Regie: Virginie Linhart. Arte 2016.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Interview mit Helmut Hoyer. Quelle: Archiv der FernUniversität in Hagen.

